

namens Johann Wagner, „Nikl-Nazens“ Sohn aus erster Ehe; diese kauften vom Vater die neue Mühle; dieser Wagner starb als 80jähriger Greis; er vererbte die Mühle seinem Sohne Johann Wagner, der voriges Jahr noch im rüstigen Alter verstorben ist. Jetzt führt dessen Sohn Rudolf die Obermühle, der Urenkel jenes Johann Neudeck. Die dritte Tochter aber hatte den Bruder ihres Schwagers geheiratet, Franz Wolf, der heute noch als hoher Achtziger in voller geistiger Frische lebt und dessen Geschichten über das Dorfleben im vorigen Jahrhundert wie ein reicher Quell fließen. Die Niedermühle ist nach wie vor im Besitze der Familie Christ. Das Schicksal und die Liebe wollten es, daß die Urenkelin des Johann Neudeck und der Enkel seines größten Widersachers Engelbert Christ ein Paar werden sollten und in dessen Kindern nun fließt beider Urgroßväter Blut in schönster Eintracht. — Auf alles menschliche Tun lächelt weise die ewige Zeit!

Ansch. d. Pers.: Lehrer in Reigersdorf.

Besuchet das Schönberger Museum

Eingang neben der Klosterkirche.

Im Johrnsdorfer Walde.

Von Franz Ebner.

Nah bei Frankstadt liegt der große Wald der Guts Herrschaft Johrnsdorf. Er ist von unserem Dorfe leicht und bequem zu erreichen und bietet dem Naturfreunde recht schöne Ausblicke auf die Umgebung. Wir Kinder besuchten ihn gerne, nur gingen wir immer eine große Schar, weil wir uns fürchteten; denn neben der Straße war ein tiefer Graben — Tigens Graben hieß er, wenn ich mich nicht irre —, wo immer die Zigeuner ihr Lager aufschlugen. Die Pferde graßen, neben den Wagen brannte ein lustiges Feuer, Frauen und Kinder hockten dabei, die Männer saßen am Waldrande und rauchten. Arbeiteten Erwachsene in der Nähe, so wagten wir uns an diese braunen Gestalten heran. Uns wurde immer unheimlich zu Mute, wenn wir die Zigeuner sahen, weil wir da an Einbruch, Diebstahl, Mord und Kinderraub dachten.

Die gruseligsten Geschichten vom Feder-schleifen fielen uns ein, auf der anderen Seite hatten wir aber Mitleid mit diesen Menschen, die kein Haus, kein Dach überm Kopf haben, die unstet durch die Welt wandern und die oft recht schwere Zeiten durchleben.

Im Sommer, wenn die Heidelbeeren reif waren, nahmen wir uns eine Kanne und ein Stück Brot und eilten in den Johrnsdorfer Wald. Waren wir recht viele, so fürchteten wir uns nicht, besuchten den Zigeunergraben, wühlten in der Asche herum, schauten die Papierseken an und gingen dann weiter, sobald wir nichts fanden. Ein Schullied verkürzte uns den Weg und bald war die Sandgrube des Herrn Rabenseifner erreicht. Hier begann der Wald, hier standen gewaltige Nadelbäume, die ihre Wipfel im Morgenwinde ruhig hin und her wiegten. Noch war das Gras ein wenig naß. Doch wir griffen hurtig zu, suchten uns eine Stelle, wo viele Heidelbeersträucher standen und begannen unsere Arbeit. Mitten hinein hockten wir uns und klaubten die Beeren ab. Hier gab es meist nur kleine und unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Wir bedauerten, daß die Heidelbeeren nicht so groß waren wie die Vogelkirschen; denn da wären wir gar schnell fertig gewesen. Dabei aßen wir auch einen großen Teil und nur die Minderheit wanderte in die Kanne. Dazu verspürten wir das Gefühl des Hungers. Wir setzten uns an den Wegrand und aßen. Einige gaben das Pflücken auf, sie liefen in die Sandgrube und machten in der Böschung einen Backofen. Dann suchten sie dürres Holz und Gras und gar bald qualmte der weiße Rauch zu dem kleinen Ramin heraus. Andere wollten wildern gehen und ein Eichhazeln fangen. Dabei kamen wir tiefer in den Wald hinein. Unheimlich rauschte der Wind in den Baumkronen, die Sonnenstrahlen drangen nicht durch die Aeste und nur leise klang das Knarren der Räder von der Straße an unser Ohr. Plötzlich standen wir vor einem Drahtzaun. Es war der Tiergarten. Nun legten wir uns in das hohe Gras und warteten, bis ein Reh oder ein Hirsch sich zeigen würde. Leider kam kein Tier und wir verließen

nach einiger Zeit den stillen Platz, um weiter in die Wildnis einzubringen. Die Absicht, Beeren zu sammeln, gaben wir auf. Die Neugierde erfakte uns und wir strichen planlos in dem Walde umher. Manchmal blieben wir stehen, lauschten und horchten in die Ferne. Doch vernahmen wir nur das Waldesrauschen, das Knacken von dürren Zweigen und von der Straße erklang die Stimme jener, die uns verlassen hatten:

„Wer mitgehn will, wer mitgehn will, wer nie will, der solls laon“ (lassen).

Auf einmal erblickten wir vor uns einen hellen Schimmer. Wir eilten und standen plötzlich am Waldrande. Vor uns lag eine unbekannte Gegend, ein weites Tal mit Feldern und Wiesen, eine Ortschaft mit Bauerngehöften. Es war Ullschen. Wir setzten uns nieder, stützten den Kopf in die Hände und staunten dies seltsame Wunder an. Keiner sprach ein Wort, jeder gab sich dem Eindruck des Neuen und Ungewohnten hin. Mitten in den Feldern stand das Dörrhäuschen für den Flach. Eine Dienstmagd, die auf einem Kleeefeld arbeitete, schmetterte ein Lied in den sonnigen Sommertag, ein Knecht fuhr mit einem Wagen voll Dünger an uns vorbei, die Ruine Brünnes grüßte aus der Ferne. Lange betrachteten wir dieses Bild der Ruhe und des Friedens, dann ergriffen wir unsere leeren Kannen und traten wieder in den Wald hinein. Es war ja Zeit, nach Frankstadt zu gehen, die Sonne stand schon hoch am Himmel. Wir schritten durch den dunklen Forst. Wieder stießen wir an den Tiergarten, schritten ein Stück längs des Drahtzaunes und spähten aufmerksam durch die Nadelbäume, um irgend ein Waldtier zu bemerken.

Auf einmal erschien vor unseren Augen durch eine Waldlichtung das Bräuhaus von Johrnsdorf. Wir waren zu weit nach links abgebogen. Am Waldrande eilten wir zur Höhe empor, die damals „Wolfens Berg“ hieß. Da rasteten wir, legten uns in das Gras und schauten von hier hinab auf unser Dorf. Das Bild war ein Gegenstück zu Ullschen. Hier war uns alles bekannt, wir suchten unser Haus, die Dreifaltigkeit, den Friedhof, das Pfarrerb, den Annenhof, wir nannten die Ortschaften mit dem Namen,

die wir im weiten Talle erblickten; da zog sich unser Dorf in einem weiten Bogen bis zum Wald hinauf, die blaugrauen Schieferdächer leuchteten aus dem Grün der Obstgärten und Felder, Rauchwölkchen aus den Kaminen wirbelten empor zum dunkelblauen Himmel, die Fensterscheiben der Wohnhäuser glitzerten im Sonnenschein und aus einem Bauernhofe erklang das eintönige Wasserpumpen. Auf der Dorfstraße rollten Wagen, von den Feldern lehrten die Arbeiter heim, es war ja Mittagszeit. Gleich einem großen Schachbrett glichen die wogenden Getreidefelder, die grünen Wiesen, die frisch gedackerten Brachen und die rot blühenden Kleefelder, ein Zug kroch langsam durch das Gelände, gleich einer großen schwarzen Raupe schob er sich gegen Schönberg, verschwand in einem tiefen Einschnitt und kam nach einiger Zeit wieder zum Vorschein. In der Stadt ertönte das vielstimmige Mittagszeichen in den Fabriken, von der Kirche erklang das Geläute der Mittagsglocke und ihr Ton weckte uns aus den Träumereien. Wir nahmen die Kannen, liefen den Berg hinab und kamen müde und hungrig ohne Beeren nach Hause. Und trotzdem hatte dieser kleine Ausflug für uns einen großen Wert: Wir hatten ein Stück unserer Heimat gesehen und erlebt.

Ansch. d. Pers.: Oberl. in Popsdorf 625, B.-Pr.

Zeigen Sie unser Heimatblatt Freunden und Bekannten!

Es wird dann selbst für unsere Arbeit!

Oskau.

Geschichte und Sage.

Von Josef Kutschner.

Die Entstehung von Oskau ist urkundlich nicht feststellbar. Wo aber Urkunden fehlen, dort geben andere Werkzeuge Aufschluß. Oskau, das früher, besonders im Volksmunde „Hütten“ hieß, verdankt seine Entstehung dem Erzreichtum des Gesentes, ferner dem Oskawabache, dessen Wasserkraft so recht zur Anlage von Hammerwerken taugte und endlich den großen umgebenden Wäldern, die Holzfohle für